

# Das Mosaik

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 17

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668393>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



*Sonnenuntergang in Bombay*

«Nein, eben nicht», ereiferte sich Hans Müller, dem es ganz entging, dass der Chef andeuten wollte, der Name Jeanmaire habe ihm bereits etwas verständlich gemacht. «Die ‚Privatbank A.-G.‘ lebte fünf Jahre und machte dann Konkurs. Mein Freund entging knapp dem Zuchthaus, aber Jeanmaire als der eigentlich Schuldige wurde gefasst.

Ich bin in der ‚Bank A.-G.‘ geblieben und tat wohl daran. Ihr heutiger Vorschlag ist nur ein Beweis mehr dafür. Jetzt wissen Sie aber, wie ich zu

meinem geflügelten Wort kam ... Ich sprach es erstmalig aus, als mir der Freund sein Leid klagte.»

Der Generaldirektor lächelte, lachte und wiederholte: «Ja, ja, ich begreife ... Pech muss der Mensch haben, damit es ihn lehrt, im Leben vernünftig eine Stufe um die andere zu nehmen, weil Ueberspringen meist gefährlich ist. Ich gratuliere Ihnen jetzt schon zu Ihrer Ernennung zum Vize-direktor — Herr Kollege!»

Walter Marti

## Das Mosaik

Adam Jost sammelte Steine. Zu dieser Liebhaberei war er durch seinen Beruf gekommen. Als Goldschmied hatte er sich oft abzugeben mit Edelsteinen. Aus dem Umgang mit Diamanten, Rubinen und Smaragden erwuchs die Freude an Form und Farbe der Steine überhaupt.

Man schätzte es in Abtlingen ausserordentlich, dass Adam Jost nicht nur Edelsteine liebte, son-

dern sich auch abgab mit gewöhnlichen Feldsteinen. Das war ein sympathischer und demokratischer Zug. Man fand, diese Einstellung biete eine gewisse Garantie dafür, dass der Goldschmied auch alle Kreise der Bevölkerung, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, gleichermassen zu schätzen wisse; darum betraute man ihn mit diesem und jenem Amte, so auch mit dem Schulpräsidium.

Lehrer und Schüler hätten sich keinen wohlwollenderen Vorgesetzten denken können. Zwar gab es Leute, die behaupteten, die Lehrer tanzten zuviel nach seiner Pfeife, sie hätten insbesondere herausgefunden, dass mit etwas Steinkunde die Zuneigung des Präsidenten erworben werden könne. Dass Adam Josts Liebhaberei auch auf die Schule abfärbte, war nicht zu leugnen. Es freute den Goldschmied, wenn Lehrer und Schüler Bescheid wussten über die verschiedenen Gesteine, die am Flusse unten, in den Kiesgruben und überall in Feld und Wald zu finden waren; doch war er sich klar darüber, dass Gesteinskunde in der Volksschule nicht mehr sein durfte als ein Stück der in allen Fächern vor allem auch in der Heimatkunde zu erstrebenden Veranschaulichung. Den Kindern sollten die Augen geöffnet werden für die kleinen und unscheinbaren Schönheiten der Heimat und dafür, dass auch die Steine etwas Lebendiges, etwas Gewordenes waren.

Der Sammeleifer Adam Josts bewirkte tatsächlich, dass Steine bei der Abtlinger Jugend eine besondere Wertschätzung genossen. Sie galten hier etwa so viel wie andernorts Briefmarken oder Schokoladebildchen. Sie wurden gesammelt, getauscht und gehandelt. Buben und Mädchen bezahlten sich kleinere und grössere Dienste und Gefälligkeiten mit schönen Steinen, mit eigenartig gefärbten und geformten Kieselsteinen, mit Quarzbrocken oder Katzensgold. Daneben dienten die Steine wie überall zu mancherlei Spielen. Die Buben verwendeten sie als Wurfgeschosse oder liessen sie am Flusse unten übers Wasser tanzen; die Mädchen benutzten sie zum Einfassen der Blumenbeete, und die Kleinsten spielten damit am Sandhaufen. Dies war wie überall, nur dass in Abtlingen des Schulpräsidenten Liebhaberei dem Tun und Treiben der Jugend so etwas wie amtlicher Schutz bedeutete. Ausserdem spornte Adam Jost den Sammel- und Entdeckereifer dadurch an, dass er besonders schöne Stücke für seine Sammlung erwarb und in solchen Fällen mit der Belohnung nicht kargte.

Die höchste Wertschätzung aber erlangten die Abtlinger Steine, als der Goldschmied bewies, dass daraus farbenprächtige Mosaiksteine oder Steinbilder hergestellt werden konnten. Diese Schwenkung ins Kunstgewerbliche hing damit zusammen, dass in Abtlingen ein neues Schulhaus gebaut werden sollte. Lange bevor dieser Plan in der Öffentlichkeit diskutiert wurde, benutzte der Goldschmied seine Geschäfts- und Ferienreisen dazu, in Stadt

und Land neue Schulhäuser zu besichtigen. Dabei musste er feststellen, dass vielerorts auch der Forderung nach künstlerischem Wandschmuck Rechnung getragen wurde. Oft schmückten Wandgemälde Vorhallen und Gänge. Selbst das einst bei den Griechen und Römern hoch geschätzte Mosaik kam wieder zu Ehren. Das war's! Zur Abtlinger Steinliebe gehörte ein Steinbild, ein Mosaik! Wie eine Erleuchtung durchfuhr Adam Jost der Gedanke, es sollte möglich sein, im neuen Abtlinger Schulhaus ein Mosaik zu erstellen aus Steinen, die in der Gegend gefunden worden waren.

Von nun an betrachtete Adam Jost seine Steine mit neuen Augen. Hatte er sich bis jetzt darüber gefreut, dass seiner Sammlung ein gewisser wissenschaftlicher Wert nicht abgesprochen werden konnte und selbst anerkannte Mineralogen gelegentlich kamen, sie zu besichtigen, so zögerte er jetzt nicht, seine Reichtümer in den Dienst seines Kunstplanes zu stellen. Das Wie ergab sich von selbst. Die Kinder hatten ja längst schon am Sandhaufen Mosaiksteine gebaut, wenn sie verschiedenfarbige Steine zu mancherlei Figuren, zu Häusern, Tieren und Menschen zusammengestellt hatten. Es galt nur noch zu zeigen, wie dieses Spiel verbessert werden konnte.

Nun besaßen auch die Kinder des Goldschmieds in ihrem Garten einen grossen Sandhaufen. Schon immer hatten natürlich die Jostschen Buben das Vorrecht gehabt, für ihre Spiele aus des Vaters Steinsegen bunte Stücke auszuwählen. Jetzt aber räumte Adam Jost den grössten Teil seiner Sammlung aus, zerkleinerte die Steine mit einem Hammer und stellte eine Kiste voll Brocken und Splitter an den Sandhaufen. Er fand es ausserdem nicht unter seiner Würde, seinen Buben zu zeigen, wie damit regelrechte Bilder gesetzt werden konnten.

Das neue Spiel schlug ein. Es dauerte nicht lange, so befand sich ganz Abtlingen in einem wahren Mosaikfieber. Wo man durchkam, hörte man die Buben Steine klopfen. Selbst in der Schule fand die neue Kunstgattung Eingang; denn die Lehrer erkannten rasch, dass das Herstellen von Mosaikentwürfen die Zeichenstunden vorteilhaft belebte. Es ging auch nicht lange, bis ein besonders kunstsinniger Schulmeister den Buben die einfachen handwerklichen Kniffe beigebracht hatte, derer es bedurfte, ein Sandmosaik in Zement umzusetzen. Manche Schüler brachten es in der Folge zu einer so grossen Fertigkeit im Entwerfen und Setzen verschiedenster Motive, dass am Exa-



men eine Sonderschau veranstaltet werden konnte.

Was wollte Adam Jost noch mehr! Als kurz darnach die Frage des Schulhausneubaues spruchreif wurde, liessen sich die Abtlinger ohne weiteres davon überzeugen, dass in die Vorhalle des neuen Schulhauses ein Mosaik gehöre, und einer der besten Künstler wurde mit dessen Ausführung betraut. Die Bedingung, dass zu diesem Steinbild

nur Steine aus der Abtlinger Gegend verwendet werden sollten, bereitete ihm vorerst ernstliche Bedenken. Als aber die Kinder ihre Schätze vor ihm ausbreiteten und auch Adam Jost aus seiner Sammlung noch manch farbenprächtiges Stück beisteuerte, gedieh das Kunstwerk zur Freude des ganzen Städtchens.

hl

## Jetzt reifen die Erdbeeren

Wohl wenige Früchte erwarten wir jedes Jahr mit solcher Ungeduld wie die Erdbeeren, die uns mit ihrem blumengleichen Duft entzücken, noch bevor der Gaumen sie kostete. Aber nicht nur bei uns gehört die süsse Frucht zu den Köstlichkeiten der Tafel, auch in Chile, aus dem vor mehr als zweihundert Jahren drei Erdbeerpflanzen nach Europa ausgeführt wurden, erfreut sich diese erste Frucht des Frühlings besonderer Wertschätzung. Als der französische Gelehrte und Reisende Frezier im Jahre 1712 oder 1713 fünf Erdbeerpflanzen aus Concepcion mitnahm, von denen er allerdings dem Kapitän seines Schiffes zwei als Vergütung für das zum Begiessen nötige Süsswasser belassen musste, ahnte er kaum, dass die drei ihm übrigbleibenden die Stammütter unserer meisten in den Gärten gezogenen Erdbeersorten ergeben würden. Wohl versuchte man schon früher, die Walderdbeere in Gärten anzusiedeln, um dadurch grössere Früchte herauszuzüchten, wie Ruellius in einem 1537 in Basel erschienenen botanischen Werk erzählt. Etwas grösser war schon die frühreife nordamerikanische Erdbeere *Fragaria virginiana* aus Virginien, die 1629 in englischen Gärten angepflanzt wurde. Doch die Wende in der Erdbeerkultur brachte erst die chilenische Erdbeere, *Fragaria chilensis*, die in den Gärten des Musées d'histoire naturelle in Paris gezüchtet wurde und sich von da nach England, Deutschland und den übrigen Ländern Europas verbreitete. Aus den Bastardformen dieser beiden Arten entwickelte sich die Ananaserdbeere, an deren Entstehen auch die *Fragaria grandiflora* aus Surinam beteiligt ist.

Alte Schriften bezeugen, dass die Walderdbeere sehr beliebt war. Selbst Funde aus Schweizer Pfahlbauten beweisen dies. Im Gartenbuch von

Mayster Jon Gardener aus dem Jahre 1440 wird zum erstenmal die Erdbeere als Gartenpflanze erwähnt. Fast hundert Jahre später, anno 1539, findet sich im «Kreuterbuch» des fürstlichen Kochs Bock ein Hinweis auf die Heilwirkung der aromatischen Beere: «Die Köch sint der Erdbeer auch gewahr geworden, machen daraus gute Müschen, aber gebühren den Kranken, besonders hitzigen Menschen mehr, denn gesunden, der Kühlung willen.»

Auch allerlei Bräuche sind mit der wilden Erdbeere verbunden. Wahrscheinlich gehen verschiedene Sitten beim Beerensammeln auf Beerenopfer an Waldgeister zurück. So darf eine Erdbeere, die beim Pflücken auf den Boden fällt, nicht mehr aufgehoben werden, denn sie gehört dem Teufel. In Böhmen legen die Kinder von den gesammelten Früchten eine Handvoll auf einen Baumstrunk und sagen: «Medulina, da hast du, du gibst es übers Jahr wieder!» Und in den Sudeten opfern die Kinder vor jedem Kreuz drei Beeren für die armen Seelen.

Unsere Vorfahren durften nicht wie wir nach Lust und Laune Erdbeeren mit Zucker geniessen, denn bis Europa selber Zucker aus Zuckerrüben gewinnen konnte, blieb dieses süsse Ding den Reichen vorbehalten. Zucker aus Zuckerrohr war eine Delikatesse, und die Zuckerländer benützten ihre Monopolstellung, bis ums Jahr 1800 in Norddeutschland die ersten Zuckerrübenfelder zur fabrikmässigen Ausbeute der Zuckerrüben angebaut wurden. Beim Festmahl eines Frankfurter Bürgers um 1700 nannte die Speisekarte als Vorgericht «Erdbehren mit gar ville Zukker», der beste Beweis für die Wohlhabenheit des Gastgebers. Weniger gut munden würde uns dagegen ein Gericht, das der Kardinal Lorenzo bei einem Gast-